

BETH HOFFMAN

Ein Laden,  
der **Glück**  
verkauft

*Roman*

Aus dem Amerikanischen  
von Jenny Merling

Kiepenheuer & Witsch

## *Eins*

**M**anche Menschen laufen dem Leben voller Vorfreude und mit ausgebreiteten Armen entgegen. Andere öffnen lieber erst einmal die Tür einen kleinen Spalt und spähen vorsichtig nach draußen. Dann sind da noch die, die sich vom Leben verabschieden, lange bevor ihr Herz aufhört zu schlagen – sie sind kaputt, verbraucht, am Ende. Trotzdem stehen sie jeden Morgen auf und schlurfen auf müden Beinen durch den neuen Tag. Vielleicht hoffen sie noch auf eine Veränderung, ein Wunder sogar, aber ihre Rücken sind gebeugt vom Traum, einfach wegzulaufen, und von den verschenkten Jahren. Dieses Leben ist ihnen so bequem geworden wie ein alter Wintermantel.

Sie haben sich eben daran gewöhnt.

Das ging mir durch den Kopf, als Mama die Tür mit dem Fliegengitter öffnete und auf die Veranda hinaustrat.

Ich saß auf der Treppe und legte Kissenbezüge zusammen, die ich gerade von der Leine genommen hatte. Sie waren frisch wie ein neuer Morgen und noch warm von der Sonne. Ich legte sie einen nach dem anderen in den Wäschekorb und beobachtete Mama aus dem Augenwinkel dabei, wie sie sich mit hängenden Schultern und in Pantoffeln zu ihrem Lieblingsschaukelstuhl schleppte.

Mit ihren neunundsechzig Jahren war Mama meiner Meinung nach zu jung, um so zu laufen. Ich hätte ihr am liebsten

gesagt, sie solle doch mal das Kinn heben, damit man ihre Augen sehen konnte – Augen wie irische Wiesen und immer noch so atemberaubend schön, dass ich mich in ihnen verlieren konnte. Ich hätte ihr gern gesagt, wenn sie dem Tag mit erhobenem Haupt gegenübertreten würde, könnte sie die Schönheit um sich herum sehen und würde sich vielleicht etwas wohler in der Welt fühlen, mit ihrem Platz darin etwas zufriedener sein.

Ich hatte jedoch nicht das Recht, so etwas zu sagen. Ich hatte ihr Leben nicht gelebt, hatte ihre Last nicht getragen, also hatte ich auch nicht über sie zu urteilen.

Mamas blaues Hauskleid, das von der Sonne ganz ausgeblichen war und eigentlich schon längst in die Mülltonne gehörte, bauschte sich in der leichten Brise und schmiegte sich dann wieder eng an ihre schmale Gestalt. Sie ließ sich in den Schaukelstuhl sinken, beugte sich mit einem Seufzen vor und nahm ihre Strickarbeit aus dem Korb. Einen Moment später war auch schon das Klicken der Nadeln zu hören, Nadeln, die nur wenig dünner waren als ihre Arme.

Als ich klein war, drehten sich die Männer nach Mama um. Sie war schlank, hatte lange Beine und volles rotes Haar, das in der Sonne glänzte. Ich sah sie nie auf das Pfeifen und die Blicke ihrer Verehrer reagieren, aber heimlich gefiel ihr die Aufmerksamkeit bestimmt ganz gut. Da ich nie so angehimmelt worden war, hatte ich keine Ahnung, wie sich das anfühlte. Ich kannte deshalb aber auch nicht die Trauer, die einen überfiel, wenn diese Aufmerksamkeit dann irgendwann ausblieb.

Ich legte die Wäsche beiseite und nahm einen tiefen Atemzug. Die verschiedenen Düfte des Gartens lagen in der Luft: Basilikum, Tomaten, Lauch. Seitdem ich 1972, direkt

nach der Highschool, zu Hause ausgezogen war, lockten mich die Düfte der Erntesaison jedes Jahr magisch zu unserer Farm zurück. Genauso wie die Myrte, die hochaufgeschossen am Zaun entlang wuchs und ihre Blüten in den Augushimmel reckte.

Eddie lag ausgestreckt neben mir und ließ sich die Sonne auf den Pelz scheinen. Ich kraulte ihm den Bauch. »Na, ist Kentucky nicht schön?«

Er gähnte und wedelte mit dem Schwanz über den Holzboden.

Mama wand sich ein Stück Garn um den Finger. »Eddie erinnert mich immer an den Hund aus dem Comic, diesen schwarz-weißen. Na, wie heißt der noch gleich, Teddi?«

»Snoopy?«

»Ja, genau. Er sieht aus wie Snoopy.«

»Stimmt. Und wenn er morgens aufwacht und ihm wieder mal klar wird, dass er ein liebevolles Zuhause gefunden hat und nicht alles nur ein Traum war, dann lächelt er. Ehrlich.«

»Wo hast du ihn noch mal her?«

»Ich hab ihn die Straße langhumpeln sehen. Im März, bei diesem schlimmen Unwetter. Hatte ich dir geschrieben, weißt du nicht mehr?«

»Vielleicht hatte er sich nur verlaufen. Hast du mal versucht, den Besitzer ausfindig zu machen?«

Ich zog ein Geschirrtuch aus dem Wäschekorb und strich es auf meinen Knien glatt. »Nein, er hatte sich bestimmt nicht verlaufen. Er war abgehauen. Aus einem schlechten Zuhause.«

»Woher weißt du das so genau?«

»Hat er mir erzählt.«

»Der Hund hat dir das erzählt?«

Mama schüttelte den Kopf und wir schwiegen wieder. Ich weiß nicht genau, warum, aber dieser Besuch fühlte sich anders an als die anderen. Ich hatte das Gefühl, oder vielleicht hoffte ich es auch nur, dass wir beide in unserer jeweils eigenen, ungeschickten Art versuchten, aufeinander zuzugehen. Es war eine wackelige Brücke, die wir uns da bauten, aber eben immerhin eine Brücke.

Ich legte eine Schürze zusammen und sah dabei zur Scheune hinüber. Über dem Silo kreiste ein Rotschwanzbussard. Er drehte dort oben am Himmel mit ausgestreckten Flügeln seine Kreise, ab und zu blitzte sein heller Bauch auf.

Immer, wenn ich einen Bussard sah, musste ich an meinen Bruder Josh denken.

In unserer Kindheit waren Raubvögel keine Seltenheit gewesen, Habichte, Wanderfalken, sogar der ein oder andere Adler. Oft saßen Josh und ich frühmorgens auf der Veranda und sahen ihnen dabei zu, wie sie aus ihren Nestern im Wald hinter der Scheune angesaust kamen. Die Vögel kreisten den ganzen Tag tief über den Feldern und machten Jagd auf nichts ahnende Kaninchen und Eichhörnchen. Manchmal nutzten sie die Luftströmungen und glitten einfach dahin. Nach dem Abendbrot, wenn die Sonne tief hing und lange Schatten auf den Wiesen lagen, verschwanden die Raubvögel wieder in ihre geheimen Nester, versteckt zwischen den säulenartigen Stämmen der riesigen Bäume. Die Greifvögel waren alle wunderschön, aber der Rotschwanzbussard hatte es meinem Bruder besonders angetan.

Manchmal rannte Josh ihm über das Kornfeld hinterher und achtete dabei kaum darauf, wohin er trat, stolperte dann über eine Ackerfurche und fiel genau aufs Gesicht. Und einmal lief er neben der Scheune entlang, ohne den Rotschwanz

aus den Augen zu lassen, rannte direkt in einen Zaun und holte sich eine blutige Nase.

An einem Sommerabend, Josh kann nicht älter als sechs Jahre gewesen sein, kam er mit aufgerollten Hosenbeinen, die nackten Füße dreckverkrustet, über den Rasen zu mir gelaufen. »Schau mal«, rief er aufgeregt und zeigte auf die Scheune. »Da oben ist der große, von dem ich dir gestern erzählt habe. Ich erkenne ihn ganz genau!«

Ich stand von der Schaukel auf und setzte mich neben ihn auf die Treppe. Und tatsächlich, auf dem Rand des Silos saß ein Rotschwanzbussard.

Mein Bruder sah zu mir hoch. »Was macht der da oben?«

Ich legte den Arm um ihn. »Ich hab mal eine Geschichte über den Ururgroßvater von diesem Bussard gehört. Der hat einen Indianer beschützt, der in einer Höhle hoch über der Red-River-Schlucht gewohnt hat. Der Bussard hat schon über ihn gewacht, als der Indianer noch ganz klein war, sie waren nämlich allerbeste Freunde. Und als der Indianer dann irgendwann alt war und gestorben ist, weißt du, was da passiert ist?«

»Was denn?«

»Da kam der Bussard mit weit gespreizten Krallen heruntergestaut und hat dem Indianer die Seele aus dem Körper gerissen. Und dann ist er mit der Seele hoch zu den Wolken geflogen, am Mond und an den Sternen vorbei direkt in den Himmel. Die beiden sind bis heute zusammen da oben.«

Mein kleiner Bruder sog überrascht die Luft ein. »Wirklich?«

Ich nickte. »Und der Bussard da oben auf dem Silo wurde in Clifty Wilderness geboren und von allen Rotschwänzen in ganz Kentucky ausgewählt, um hierherzufiegen und über

dich zu wachen.« Ich sah meinen Bruder ernst an. »Ich ver-  
rate dir jetzt mal ein Geheimnis. Er heißt Menewa. Weißt  
du, was das bedeutet?«

Josh schüttelte den Kopf.

Ich beugte mich zu ihm und flüsterte: »Großer Krieger.«

Bis heute sehe ich meinen kleinen Bruder deutlich vor mir,  
wie er sich umdrehte und dem Vogel mit offenem Mund  
nachsah – als hätte er eben eines dieser Kindheitsgeschenke  
bekommen, an die man sein Leben lang gern und wehmütig  
zurückdenkt, die einen von dem Moment an verändern.

Vielleicht war ja genau das passiert.

Ich saß still da und sah dem Vogel hinterher, wie er in  
der Ferne verschwand, wie seine rostroten Schwanzfedern  
in den blauen Himmel eintauchten. Ich stellte mir vor, Josh  
hätte ihn mir gesandt, und konnte im Windhauch, der  
durch den Garten strich, fast die Stimme meines Bruders  
hören: *Mach dir keine Sorgen.*



Die erste Feder tauchte am fünften Februar 1967 auf, am  
Morgen meines dreizehnten Geburtstags. Als ich erwachte,  
wehte ein kühler Wind ums Haus, rüttelte an den Fenster-  
läden und plusterte die Vorhänge davor auf. Ich wollte einen  
Blick auf die Uhr werfen, da entdeckte ich eine Feder auf  
meinem Nachttisch, die auf einem zusammengefalteten  
Stück Papier lag. Es war so kalt, dass mich ein Schauer über-  
lief, als ich den Arm unter den vielen Deckenschichten her-  
vorstreckte. Sie war etwa zwanzig Zentimeter lang, von ei-  
nem sanften Rostrot mit braunschwarzen Streifen. Ich  
lächelte und strich mir damit über die Wange. Dann griff ich

nach dem Stück Papier. Mit grünem Buntstift hatte mein Bruder die Worte »Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, Lieblingsschwester« und darunter noch »Menewa« geschrieben.

Manchmal war Josh stundenlang verschwunden, suchte den Waldboden nach Federn, Fossilien und Pfeilspitzen ab, je seltener, desto kostbarer. Dass mein Bruder mir überhaupt eine Feder aus seiner Sammlung geschenkt hatte, war schon ein Ding. Aber dass er sich von einer seiner heiß geliebten Rotschwanzbussardfedern getrennt hatte, das war wirklich etwas sehr Besonderes.

Ich habe die Feder und den Zettel noch immer. Sie liegen beide in einem Schuhkarton, aber ich bringe es einfach nicht über mich, sie mir anzusehen. Ich habe Angst, daran zu zerbrechen.

Mamas Stimme riss mich aus meinen Gedanken. »Was ist denn da draußen bloß so spannend? Du siehst ja aus, als wärest du in Trance.«

Ich hätte ihr gern den Bussard gezeigt und erzählt, dass ich gerade an Josh denken musste. Ich hätte ihr gern in die Augen gesehen und gesagt: *Wir müssen über ihn reden, Mama. Wir müssen uns an ihn erinnern und seinen Namen aussprechen.*

Aber ich wusste, dass sie das nicht hören wollte, also legte ich das nächste Geschirrtuch zusammen und antwortete stattdessen: »Ich genieße einfach den schönen Tag. Da fällt mir ein, ich wollte dir ja noch von meinem neuesten Fund erzählen. Ich hab nämlich letzte Woche auf einem Flohmarkt in Orangeburg einen wunderschönen alten Kupferblitzableiter mit zwei dunkelblauen Kobaltglaskugeln gefunden, und die Kugeln haben keinen einzigen Kratzer! Den poliere ich schön und leg ihn dann bei mir im Laden ins Schaufenster.

Antike Blitzableiter sind gerade in, die Leute stellen sich so was gern in den Garten.«

Mama runzelte die Stirn. »Ein Blitzableiter? Also manchmal mache ich mir wirklich Sorgen um dich. Da bist du sechsunddreißig und sammelst immer noch Müll. Wieso suchst du dir nicht endlich einen Job mit Zukunft, wo du krankenversichert bist und irgendwann auch Rente bekommst? Kennst du noch Adele Stafford? Die war auf deiner Schule. Die arbeitet jedenfalls als Sekretärin bei einem großen Bestattungsunternehmen in Louisville.«

Ich verdrehte die Augen. »Wundert mich nicht, dass Adele für einen Bestatter arbeitet, so eisig, wie die immer zu anderen war. Mit Toten zu hantieren ist genau das Richtige für sie. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie in der Schulkantine sitzt. Sie hatte so strähnige, schwarze Haare, die ihr immer im Gesicht hingen.«

»Ich hab jedenfalls gehört, sie verdient da ziemlich gut.«

»Klar. Und zu Weihnachten bekommt sie wahrscheinlich keinen Truthahn von ihrem Chef geschenkt, sondern Einbalsamierungsflüssigkeit.«

Mama versuchte, ein Lachen zu unterdrücken. »Sie hat sich ein richtig hübsches Haus gekauft.«

Ich schüttelte ein Geschirrtuch aus, dass es knallte. »Dafür wohne ich in einem alten Kutschenhaus mit original Kiefernböden und einem Garten.«

»Adele Stafford gehört ihr Haus aber. Du zahlst Miete.«

Da war er wieder, Mamas finaler Stoß, mit äußerster Präzision mitten ins Herz. Ich war den weiten Weg von Charleston, South Carolina, hergefahren, um ein nettes Wochenende mit meiner Mutter zu verbringen, und was taten wir? Nichts als sticheln.

So viel zu der Brücke, die wir zu bauen versuchten.

Ich hatte lange gehofft, dass meine Mutter mich irgendwann sehen würde. Dass sie eines Tages die Augen öffnen und – wie wenn plötzlich strahlender Sonnenschein in ein abgedunkeltes Zimmer fällt – endlich sehen würde, was ich war, nicht nur immer den Schatten dessen, was ich nicht war. Aber wahrscheinlich wünschte sie sich genau dasselbe von mir. Und hier waren wir also wieder, Mutter und Tochter, wie sie an den entgegengesetzten Enden der Veranda saßen und an ihren entgegengesetzten Wahrheiten festhielten. Wahrheiten, die nicht nebeneinander existieren konnten, die einander verdrängten, bis schließlich nur noch ein tiefes Loch übrig blieb, das bis oben hin mit den Jahren der Enttäuschung angefüllt war.

Ich schüttelte den Stachel ab und versuchte zum Ich-weiß-nicht-wievielten-Mal, mich meiner Mutter gegenüber zu erklären: »Ich sammle keinen Müll. Ich bin Antiquitätenhändlerin und bereite alte Möbel auf. Ich sehe in den Dingen einfach etwas anderes als du, das ist alles. Wenn wir zusammen zu einer Haushaltsauflösung oder zu einer Auktion gehen würden, würdest du wahrscheinlich nur einen Haufen Müll sehen. Für mich stünden da aber unendlich viele Möglichkeiten. Und Geschichten. Es ist einfach toll, wie viel alte Möbel zu erzählen haben. Je älter sie sind, umso mehr haben sie zu erzählen.«

»Jetzt reden also nicht nur Hunde mit dir, sondern auch noch die Möbel, ja? Und was kommt als Nächstes? Spricht dein Auto? Oder wie sieht's mit dem Geschirrtuch da aus, hat uns das vielleicht auch was zu sagen?«

Ihr Sarkasmus brachte mich zum Lachen. »Jetzt sei doch mal ernst. Ich will dir hier von meiner Arbeit erzählen. Vor

ein paar Monaten habe ich zum Beispiel auf der Straße eine alte Kommode gefunden. Die hatte jemand einfach abgestellt. War ein ziemlich seltenes Stück mit geschwungener Front und Ananasfüßen. Ich hab sie in antikem Blattsilber gestrichen und die langweiligen Griffe durch welche aus Kristallglas ersetzt. Zum Schluss habe ich für die Ablage eine Platte aus schwarzem Speckstein anfertigen lassen. Die Schubladen hab ich mit dunkelrosa Seidenmoiré ausgekleidet. Du hättest die Kommode mal sehen sollen, die sah hinterher aus wie aus einem Dekomagazin! Und außerdem hab ich das gute Stück innerhalb von nur einer Woche an eine Dame aus Louisiana verkauft. Die hat ohne mit der Wimper zu zucken tausendsechshundertfünfzig Dollar dafür bezahlt – plus Versandkosten.«

»Also bitte, Theodora Grace Overman. Ich bin doch nicht von gestern! Du erzählst mir hier Quatsch, oder?«

»Nein, das stimmt. Ehrlich.«

»Na ja, manche Leute haben eben mehr Geld als Verstand.«

»Manche Menschen wissen Kunst einfach zu schätzen.«

Lange Zeit sagte keine von uns beiden etwas, störrische Esel, die wir nun mal waren. Aber der Tag war einfach viel zu schön, um lange böse zu sein, also riss ich mich zusammen und wechselte das Thema: »Darf ich mir was wünschen?«

Es vergingen etwa zehn Sekunden, bevor sie antwortete. »Was denn?«

»Dass du mich mal besuchen kommst. Charleston würde dir bestimmt gefallen. Schon allein die Architektur ist so schön, da geht einem das Herz auf. Und du könntest Grammy Belle besuchen. Die hast du doch schon lange nicht mehr gesehen.«

»Ich verreise nicht gern, das weißt du.« Sie begann eine neue Reihe ihrer Strickarbeit. »Und außerdem verstehe ich immer noch nicht, wieso deine Großmutter unbedingt mit dir wegziehen musste. Sie hatte hier ja wohl ein schönes Zuhause. Aber bring sie doch einfach das nächste Mal mit, wenn du herkommst.«

»Ich würde sie gern mitnehmen, aber du hast im Erdgeschoss kein Badezimmer. Und mit ihrem Rollstuhl ...«

»Wenn sie nicht diese fixe Idee gehabt hätte, dort runterziehen zu müssen, wäre sie nicht gestürzt, hätte sich nicht die Hüfte gebrochen und müsste auch nicht im Rollstuhl sitzen.« Mama schnaufte ärgerlich und klapperte immer wilder mit ihren Stricknadeln. »Und was hat ihr das alles gebracht? Jetzt sitzt sie im Altenheim.«

»Es war ein Unfall. Sie ist gestolpert und hat das Gleichgewicht verloren. Das hätte ihr hier genauso passieren können. Und bitte komm mich mal besuchen. Ich würde mich so freuen.«

Ich wartete auf eine Antwort von ihr, aber das Klappern der Nadeln blieb ihr einziger Kommentar. Schließlich nahm ich den Wäschekorb und ging ins Haus. Die Tür ließ ich hinter mir zuknallen.

Nachdem ich die Geschirrtücher in den Schrank geräumt hatte, rief ich nach draußen: »Ich wette übrigens, Adele Staffords Haus ist genauso langweilig und kalt wie sie selbst. Die schläft bestimmt in einem Scheißsarg.«

Durch das offene Fenster drang leise das Lachen meiner Mutter herein.

Mama dachte bei dem Wort »Kutschenhaus« bestimmt an so etwas wie eine Scheune. In ihrer Vorstellung schlief ich in einem alten Kinderbett neben einem Rasenmäher, und bis

sie sich mit eigenen Augen vom Gegenteil hatte überzeugen können, würde sie auch an dieser Vorstellung festhalten.

Ich wohnte seit etwa fünf Jahren zur Miete in einem Kutschenhaus aus dem neunzehnten Jahrhundert. Es war aus Backstein gebaut, stand hinter einem alten Herrenhaus auf der Rutledge Avenue und war ebenso wunderschön wie ruhig gelegen. Über eine steile Treppe kam man in den Wohnbereich im zweiten Stock, wo alle Räume drei Meter hohe Decken hatten und mit Stuck verziert waren. Es gab sogar einen kleinen Wintergarten, der von der Küche zum Garten hinausging. Mit jedem Lufthauch wehte der Duft von Jasmin durch die offenen Fenster herein.

Ich ging den Flur hinunter zum Zimmer meiner Mutter. Alles war wie eh und je – alles blinkte und blitzte oder war frisch gebügelt. Von dem Set aus Haarbürste und Kamm abgesehen, die ordentlich nebeneinander auf der Kommode lagen, gab es keinen persönlichen Touch in diesem Zimmer.

Früher hatte auf Daddys Nachttisch immer die *Bronze Star Medal* gelegen, mit der er im Zweiten Weltkrieg ausgezeichnet worden war. Als Kind schlich ich mich manchmal ins Schlafzimmer meiner Eltern und holte den Orden aus seinem Samtkästchen. Ich liebte das Gefühl des Ripsbandes und wie der fünfzackige Stern kühl und schwer in meiner Hand lag. Aber nach dem verhängnisvollen Herbstabend 1977 legte Daddy den Orden in seine Kommode und ich sah ihn nie wieder.

Ich legte einen Stapel Laken und Kissenbezüge auf Mamas Bett und ging mit dem leeren Wäschekorb wieder nach unten. Aus dem Küchenfenster sah ich einen alten, grünweißen Rambler in den Garten schlingern und unter der Eiche zum Stehen kommen.

Stella Rose war da.

Sie und Mama waren seit der ersten Klasse beste Freundinnen. Während Mama mit der Zeit dünn und zerbrechlich geworden war, war Stella Rose weich und rund geworden. Wenn sie lächelte, sah es aus, als hätte jemand in jeder Wange einen großen Daumenabdruck hinterlassen. Solange ich denken konnte, trug Stella weite geblümete Kleider, und der heutige Tag war keine Ausnahme: Ein schreiendes Muster aus Mohnblüten schwang ihr um die dicken Waden.

Ich stellte den Korb auf dem Küchentisch ab und lief hinaus, um sie zu begrüßen.

»Teddi!«

Ich lief ihr in die Arme und wir wiegten uns hin und her, als wollten wir Walzer tanzen. In ihrer Umarmung wurde ich wieder zum Kind, schloss die Augen und vergrub mein Gesicht in ihrer Weichheit.

Stella blieb für den Rest des Tages. Nachdem die Sonne hinter den Bäumen verschwunden war, aßen wir zu Abend. Es gab Hühnchen und Klöße. Danach holte Mama die Spielkarten aus der Küchenschublade.

»Soll ich das Radio anmachen, Mama?«

»Ja, aber keine Nachrichten. Ich ertrage die Berichte vom Golfkrieg langsam nicht mehr, die machen mich immer so nervös.«

Ich stellte am Radio herum und sie mischte die Karten. Als ich wieder am Tisch saß, fragte Stella: »Wie läuft's denn so im Laden?«

»Nach dem Hurricane Hugo neulich war es erst ein bisschen schwierig. Aber nachdem die Leute alle ihre Versicherungszahlungen bekommen haben, war der Laden wieder voll, es gab natürlich Unmengen antiker Möbel zu reparieren.«

Wir spielten zu dritt Euchre und schwatzten, im Hintergrund liefen leise Oldies aus den Vierzigern. Meine Mutter klopfte bei den Andrew Sisters und Glenn Miller immer mit den Füßen den Rhythmus mit: tapp, tapp, tapp, tapp. Nachdem Stella wieder mal gewonnen hatte, legte meine Mutter die Karten auf den Tisch und schob ihren Stuhl zurück. »Möchte jemand Kaffee und Kuchen?«

Stella strahlte. »Kuchen? Na, da bin ich dabei. Was hast du denn für welchen?«

»Rhabarber.«

Ich sah überrascht auf. »Du hast meinen Lieblingskuchen gebacken?«

Sie schwieg, aber während sie das Kaffeepulver in den Filter löffelte, wurden ihre Mundwinkel von einem Lächeln nach oben gezogen.

Stella ging ins Bad. Ich sah meiner Mutter dabei zu, wie sie Teller aus dem Schrank nahm. Vielleicht versuchte sie auf eine andere Art als ich, an unserer Brücke zu bauen. Vielleicht kamen wir zwar aus verschiedenen Richtungen, arbeiteten aber an derselben Brücke.

»Ich geh kurz mit Eddie Gassi, bin gleich wieder da.« Ich öffnete die Tür. »Na komm, Dicker!« Er kam mir freudig entgegengerannt, seine Krallen klickten fröhlich auf dem Linoleum.

Der Mond war rund und riesengroß, und ein leichter Windhauch streichelte meine Haut. Die Scheune hob sich gegen den Himmel ab. Ihre weiße Farbe war stellenweise abgeblättert und gab den Blick auf den ursprünglich grauen Putz frei. Seit mehr als hundertsechzig Jahren stand die Scheune schon auf ihrem Steinfundament, schützte Tiere vor den Elementen, bewahrte Arbeitsgeräte in ihrem Bauch auf

und trug bergeweise Heuballen auf ihren dickbalkigen Schultern. Dieses Gebäude war der Urgroßvater des Overman-Gehöfts und ich bewunderte es schon mein ganzes Leben für seine standfeste Schönheit. Als ich an Daddys altem Schuppen vorbeikam, wurde ich langsamer. Obwohl er schon vor vielen Jahren an Leberkrebs gestorben war, fühlte es sich manchmal noch an, als sei es erst gestern passiert. Ich trat durch ein Gewirr von Unkraut und legte die Hand auf die verschlossene Tür. »Ich vermisse dich so, Daddy. Jeden Tag.«

Eddie und ich spazierten um das Silo herum und einen überwucherten Weg entlang, der neben dem Wald verlief. Die Luft war voll von dem abendlichen Gezwitscher und Geflatter der Vögel.

Als mein Bruder und ich noch klein waren, hatte Grammy Belle oft Waldspaziergänge mit uns gemacht. Zweige knackten unter unseren Füßen und die Bäume streckten ihre Äste nach uns aus und stupsten uns damit, als ob sie Hallo sagen und uns darum bitten wollten, sie ruhig öfter zu besuchen. Während wir immer tiefer in den schattigen Wald hineingingen, machte uns meine Großmutter auf die verschiedensten Schätze aufmerksam: Feuerkolben, Laubfrösche und Pilzfamilien. Eines Abends saßen wir auf einem Stein und ein großer Schmetterling landete auf meinem Schuh. Grammy sagte, das bringe Glück.

Meine Großmutter brachte uns bei, den Wald zu ehren, seinen Wundern mit Respekt zu begegnen. Sie sagte uns, wir sollten nie irgendwo eindringen und keinem Lebewesen wehtun, wir seien Gäste bei Mutter Natur und sollten uns dementsprechend benehmen. An einem Nachmittag unternahmen wir drei eine Wanderung und kamen an einem uralten Schwarznussbaum vorbei. Meine Großmutter blieb

stehen und streichelte seine raue Rinde. »Die Bäume hier besitzen mächtige Heilkräfte. Wenn ihr Kinder mal unglücklich seid oder euch einsam fühlt, kommt einfach her und verbringt ein bisschen Zeit unter ihnen, streichelt ruhig mal den Stamm. Wenn ihr dann wieder nach Hause geht, wird es euch besser gehen.«

Ich drückte meine kleine Hand gegen den Baum, sah hinauf in das Sonnenlicht, das durch die Blätter fiel, und glaubte ihr jedes Wort.

Ich glaube ihr bis heute.

An diesem Abend warf ich einen suchenden Blick in den dichten Wald, holte tief Luft und sah offen dem entgegen, was da kommen würde. Ich dachte an das alte Sprichwort, dass kein Weg zurückführt. Ich denke, wir lassen an jedem Ort einen Teil von uns zurück. Einen Teil, der uns dann nicht mehr gehört, der uns bei unserem nächsten Besuch dort erwartet und dafür sorgt, dass wir uns erinnern.

## Zwei

Als ich zehn war, warf ich einmal einen kurzen Blick in meine Zukunft. Es geschah an einem schwülen Sommerabend im Jahr 1964.

Bis heute habe ich noch deutlich vor Augen, wie die Beine des alten Stuhls aus dem überwucherten Straßengraben herausragten. Wie ich ihn dort herauszerterte und an den Straßenrand stellte und eine kleine Staubwolke von der abgewetzten Sitzfläche aufstieg. Trotz der Schmutzkruste konnte ich sehen, wie schön der Stuhl war. Früher hatte er bestimmt im Esszimmer einer herrschaftlichen Villa gestanden und dort viele feine Dinnerpartys, Geburtstagsfeiern und Familienfestlichkeiten erlebt. Die Armlehnen waren geschwungen und zierlich, die Rückenlehne hatte die Form einer Vase. Was dieser Stuhl hier im ländlichen Kentucky in einem Graben machte, werde ich wohl nie erfahren. Als ich ihn sah, wollte ich ihn jedenfalls sofort haben. Also nahm ich ihn mit.

Wer's findet, dem gehört's.

Obwohl ich eine gute halbe Meile von unserer Farm entfernt war, schleppte ich den Stuhl nach Hause. Erst steckte ich die Arme durch die Lehnen und trug ihn auf dem Rücken wie einen verwundeten Soldaten. Als er mir so zu schwer wurde, zerterte ich ihn hinter mir her. Es war heiß und stickig, und als dann auch noch ein Wind aufkam, fühlte es sich an,

als würde ich gegen einen überdimensionalen Fön ankämpfen. Aber dieser alte Stuhl gehörte mir und ich würde ihn auf keinen Fall zurücklassen.

Als ich endlich zu Hause ankam, war mir ganz schwindelig von der Sonne und ich hatte einen Riesendurst. Ich trug den Stuhl den Sandweg hinauf in den Garten und stellte ihn im Schatten der Eiche ab. Sofort kam mein Hund Jigs angerannt, sprang um mich herum und begrüßte mich ausgelassen. Ich kraulte ihn einen Moment, stillte meinen Durst am Gartenschlauch und ließ mich dann ins Gras fallen. Jigs streckte sich neben mir aus und so lagen wir nebeneinander da und genossen einfach nur die Gesellschaft des anderen. Während ich ihn hinter den Ohren kraulte und überlegte, wie ich das Sitzpolster am besten wieder herrichten könnte, hörte ich das Quietschen der Fliegentür.

Meine Mutter trat auf die Veranda. Ihr Sommerkleid hing in der Hitze schlaff herunter. Die verschwitzten Haare hatte sie sich zu einem Dutt zusammengesteckt. Sie schüttelte einen Läufer aus und hängte ihn über das Verandageländer. »Wo hast du den denn her?«

»Hab ich in einem Graben gefunden, unten bei Will Fowlers Farm.«

»So weit weg? Wie hast du den denn hergekriegt?«

»Ich hab ihn getragen.«

»Bei dieser Hitze?« Mama kam die Stufen herunter und besah sich den Stuhl aus der Nähe. »Ach du lieber Himmel. Den kann man doch nicht mehr benutzen.«

»Klar kann man das. Der ist wunderschön!«

»Man weiß wirklich nie, was du als Nächstes anschleppst.« Sie warf Jigs einen genervten Blick zu und schüttelte den Kopf. Ich legte ihm den Arm um den Hals, zog ihn zu mir

heran und sah sie herausfordernd an. Jigs leckte mir das Gesicht. Mein Bruder und ich hatten ihn letzten Sommer am Rand eines Maisfelds gefunden. Jemand hatte ihm ins Hinterteil geschossen, er jaulte kläglich und hinkte stark. Wir hoben den armen Hund auf unseren Wagen und nahmen ihn mit nach Hause. Als Mama uns kommen sah, wurde sie böse. Sie sagte, wir hätten kein Geld für einen Hund, schon gar keins für Tierarztrechnungen. Aber Daddy hatte schon immer ein Herz für Tiere gehabt und bezahlte den Tierarzt, damit Jigs wieder gesund wurde. Wenn Mama gerade nicht hinsah, gab er ihm beim Abendbrot manchmal sogar heimlich ein Stück Wurst oder Fleisch.

Mama warf einen letzten resignierten Blick auf den Stuhl. Dann nahm sie meine Hand. »Du warst schon wieder an meinem Nagellack!«

Gerade als ich dachte, sie würde mich reinschicken und ich müsste den Nagellack sofort wieder abmachen, hörte man das Tuckern von Daddys Traktor. Mama und ich sahen dem Traktor zu, wie er hinter der Scheune hervorkam. Aus dem langen Auspuffrohr stiegen graue Rauchwolken auf. Roxy hockte auf ihrem Platz.

In diesem Sommer hatte Daddy ihr etwas Tolles beigebracht. Er legte eine alte Decke zusammen und befestigte sie mit Draht oben auf dem Traktor. Dann hob er Roxy auf die Decke und brachte ihr bei, dort während der Fahrt sitzen zu bleiben. Sie schlug ihre langen Krallen in die Wolle, wackelte kurz mit dem Schwanz und machte es sich dann gemütlich. Wenn sie bereit war, ließ er den Traktor an und los ging's, dann holperten die beiden den Weg zum Maisfeld hinunter. Sie war groß und wunderschön und meinem Dad vollkommen ergeben. Roxy war ein flauschig-weißes Brahmahuhn

mit gefiederten Läufen. Sie saß da wie ein Pom-Pom, aufgeplustert und sehr stolz. Es war unübersehbar, wie viel Spaß sie dabei hatte.

Ich für meinen Teil meinte, noch nie etwas Niedlicheres gesehen zu haben, aber wenn Mama Roxy und Daddy da draußen auf dem Feld sah, presste sie immer böse die Lippen zusammen oder verdrehte die Augen. Manchmal auch beides. Mama meinte, Daddy würde mehr Zeit mit diesem Huhn verbringen als mit ihr. Ich hätte nie gedacht, dass man eifersüchtig auf ein Huhn sein könnte, aber siehe da – man konnte.

Grammy Belle kam mit einer Kanne und Gläsern aus dem Haus und stellte alles auf den Gartentisch. »Ich hab hier frische Limonade für euch!«

Sie erblickte den Stuhl. »Was hast du denn da mitgebracht, mein Schatz?«

»Hab ich in einem Graben gefunden. Ist der nicht schön?«

Sie schob sich die Brille ein Stück höher und beugte sich näher herunter. »Ja, der ist wunderschön.«

»Ich will ihn wieder herrichten und dann bei mir ins Zimmer stellen. Kannst du mir vielleicht ein bisschen helfen?«

»Aber gern.«

In diesem Moment kam Josh angelaufen. Er war über und über mit Schlamm verschmiert, roch nach Teich und hielt einen Ochsenfrosch an die Brust gedrückt. Mama stand da und ließ mit ausdruckslosem Gesicht den Blick von Grammy und mir zu Daddy und Roxy und schließlich zu Josh und seinem Frosch wandern. Dann sah sie zu Jigs hinunter. Sie schüttelte wortlos den Kopf und ging zurück ins Haus.

Meine Großmutter und ich arbeiteten stundenlang an dem alten Stuhl, behandelten den Schimmel mit Bleiche und schrubbten jeden Zentimeter. Je sauberer er wurde, umso mehr gefiel mir, was ich sah. Ich deutete auf eine Reihe geschnittener Blumen am oberen Ende der Lehne. »Wie haben die das gemacht?«

»Für solche Details muss man das Handwerk noch von früher beherrschen und braucht eine Menge Spezialgeräte. Manche sind so winzig wie die von einem Zahnarzt!«

Im Kopf sah ich sofort die ruhigen Hände eines Mannes, der ein Stück Holz bearbeitete, geduldig die einzelnen Blüten schnitzte und dann mit den Fingern über die fertigen Formen strich. Während wir den Stuhl mit Öl einrieben, bis er seidig glänzte, fragte ich mich, wie es wohl wäre, alte Möbel aufzubereiten und in meinem eigenen Laden zu verkaufen.



Samstags scheuchte uns Mama nach dem Frühstück immer alle aus dem Haus, damit sie die Böden wischen konnte. Josh verzog sich meistens in den Wald, Grammy setzte ihren Strohhut auf und machte einen Spaziergang durch ihren Blumengarten, und ich piffte nach Jigs. Wir sprangen in den alten grünen Pick-up und warteten darauf, dass Daddy sich dazusetzte und den Motor anließ. Dann fuhren wir drei mit heruntergekurbelten Fenstern die holprige Straße entlang in die Stadt.

Zuerst fuhren wir zur Bank. Daddy war sehr fleißig, arbeitete oft sieben Tage die Woche. Er hatte jede Menge Land und erntete viel Mais und Heu, und in seinem Heu war so viel Alfalfa, dass es ihm die reichen Pferdebauern aus

Lexington immer bis auf den letzten Ballen abkauften. Außerdem unterhielt er einen kleinen Laden neben der Scheune, in dem er Geräte reparierte – Rasenmäher, Staubsauger, ab und zu auch mal einen Toaster. Fast jeder aus unserer Stadt hatte ihm irgendwann schon einmal etwas zur Reparatur vorbeigebracht. Oft sah er abends so müde aus, dass ich Angst hatte, er würde jeden Moment zusammenbrechen. Trotzdem habe ich ihn nie klagen hören.

Nach einem weiteren Halt bei der Post machten wir uns auf den Weg zu Gilsons Farm & Feed, wo Jigs stets einen Kauknochen bekam, Daddy ein Stück Beefjerky aus dem Glas neben der Kasse und ich eine Cola. Manchmal nahmen wir den längeren Weg zurück nach Hause. Ich schob während der Fahrt gern die Fußmatte zur Seite und sah durch das Loch im Boden dem Asphalt zu, der unter uns entlangsauste.

Wenn ich Glück hatte, kamen wir an einem kleinen privaten Flohmarkt vorbei. Und Daddy, der genau wusste, wie gern ich alte Möbel wieder schön machte, hielt immer an.

Beim Aussteigen drückte er mir dann ein paar Dollar in die Hand und sagte: »Na los, meine Kleine. Such dir was Schönes aus. Und lass dir ruhig Zeit, ich hab's nicht eilig.« Er lehnte sich gegen den hohen Radkasten des Trucks, holte eine Zigarette aus der Brusttasche und zündete sie an.

Und ich machte mich auf die Suche nach etwas Besonderem – einem kleinen Telefontischchen, einem Schaukelstuhl oder vielleicht sogar einem alten Klavierhocker mit gedrehten Beinen. Daddy lud meine Schätze dann auf den Truck und wir fuhren wieder nach Hause. Wir sprachen nicht viel, manchmal gar nicht. Und immer aßen wir Black-Jack-Kaugummi.

Ich verbrachte meine Sommer damit, die Stücke herzurichten, die ich fand. Wenn ich mehrere zusammenhatte, stellte ich sie mit einem »Zu verkaufen«-Schild am Straßenrand auf. Jigs und ich setzten uns unter einen Ahornbaum in den Schatten und warteten. Es kamen tatsächlich eine ganze Menge Touristen vorbei, die gerade zum Wandern im Daniel Boone National Forest in der Gegend waren oder ein Wochenende in der Hemlock-Lodge verbrachten. Sie gaben ihr Geld anscheinend sehr gern aus, manche gaben mir sogar noch Trinkgeld. Mit fünfzehn hatte ich bereits vierhundertzweiundachtzig Dollar in meiner Zigarrenkiste, jeder Penny davon mit meinen Möbelverkäufen verdient.

Eines Tages entdeckte ich in der Bibliothek ein Buch, in dem anschaulich erklärt wurde, wie man Möbel von Hand bemalte. Verschiedene Techniken, die Craquelé und Marmorieren hießen, setzten sich mir sofort im Kopf fest, und vom Kapitel über Trompe-l'Œil wurde mir ganz schwindlig. Als ich beim Blättern dann noch auf ein Kapitel stieß, in dem es um das Auskleiden von Schubladen ging ... tja, da war es um mich geschehen. Mein Schicksal breitete sich vor mir aus wie ein neuer Morgen.

Als ich dann anfang, mir das Anstreichen von Möbeln selbst beizubringen, bemerkte ich, dass ich dafür tatsächlich so etwas wie Talent hatte. Ich übte die Techniken aus dem Buch und machte mir dabei Notizen. Wenn mir etwas nicht gelang, schliff ich meine Fehler von dem Tisch oder Stuhl eben wieder ab und begann von vorn.

Wenn ich nachts nicht schlafen konnte, suchte ich mir einen Klassiksender im Radio, hörte leise Musik und stellte mir den Laden vor, den ich eines Tages besitzen würde. Diese Fantasie wuchs von Jahr zu Jahr und als ich siebzehn

war, sah ich mich in Gedanken bereits durch die Dörfer reisen und nach Stühlen, Truhen und Tischen suchen. Ich würde für meine Kunstfertigkeit und mein geschultes Auge bekannt sein. Ich stellte mir sogar vor, wie es wäre, berühmt zu sein.

Und dank eines Gentlemans namens Jackson T. Palmer war ich das heute sogar tatsächlich ein bisschen.

## *Drei*

Ich hatte über eine Woche an einem kleinen Nachttisch gearbeitet, den ich bei einem Privatverkauf für einen Dollar erstanden hatte. Der erste Schritt war, die alte Farbe abzulösen. Dann schlug ich mit einer Fahrradkette mehrmals auf die Tischplatte, damit das Holz abgenutzt aussah. Danach strich ich den gesamten Nachttisch hellblau. Schließlich tunkte ich eine Zahnbürste in dunkelbraune Farbe und verpasste der Oberfläche damit ein paar Spritzer. Als alles trocken war, sorgte ich mit einer Lasur noch für eine schöne Patina. Ich mochte das Wort »Patina« und kam mir immer sehr gebildet vor, wenn ich es laut sagte.

Ich schraubte den Knauf noch einmal fest, trat einen Schritt zurück und begutachtete mein Werk. Noch nie war mir etwas so gut gelungen. Ich rannte die Kellertreppe hinauf in die Küche. »Schau mal, wie toll die Patina aussieht!«

Mama hob eine Bratpfanne aus dem Wasser und spülte sie unter klarem Wasser ab. »Ich verpass deinem Hinterteil gleich eine Patina! Du hast vergessen abzuwaschen!« Sie sah mich müde an, trocknete sich aber die Hände an der Schürze und folgte mir in den Keller.

»Wieso sind da Kratzer drauf?« Sie betrachtete skeptisch die Platte.

»Damit es abgenutzt und alt aussieht. Hab ich aus einem Buch aus der Bibliothek.«

»Hast du schön gemacht.«

Ich wartete darauf, dass sie mehr sagen würde, eine der Schubladen aufziehen oder vielleicht mit dem Finger darüber streichen würde. Aber sie sagte nur: »Vergiss nicht, dass du heute noch was zu tun hast!«, und ging wieder die Treppe hinauf.

Ich rief ihr hinterher: »Ich bring den Nachttisch zum Verkauf nach draußen, danach sauge ich und ziehe die Betten ab, ja?«

Vorsichtig, damit ich nirgendwo anstieß, trug ich das Stück hinaus in den Garten. Ich lehnte mein »Zu verkaufen«-Schild gegen den Briefkasten, setzte mich unter den Baum daneben und wartete. Es war ein kühler, heller Herbstmorgen, der die Spitzen der Berge so farbenprächtig entflammte, dass es von überall her Fotografen, Wanderer und Touristen anzog.

Ein paar Autos und ein Wohnwagen fuhren vorbei, aber niemand hielt an. Als mir schließlich schon der Hintern vom Sitzen wehtat, stand ich auf, um mich an die Hausarbeit zu machen, bevor Mama böse wurde. Ich klopfte mir ein paar Blätter von der Jeans und wollte gerade ins Haus gehen, als plötzlich ein kleiner schwarzer Lieferwagen auftauchte, die Fahrt verlangsamte und schließlich hielt.

Mit einem rostigen Quietschen wurde die Fahrertür geöffnet. Ein grauhaariger Mann, groß und dünn wie ein Setzling, kletterte umständlich vom Fahrersitz. Sein weißes Hemd war schmutzelig und an den Bündchen schon leicht ausgefranst, die ausgebeulte braune Hose wurde von Hosenträgern aus Leder gehalten.

»Was haben wir denn da, kleines Fräulein?«

Ich lächelte und streckte die Brust heraus. »Das ist ein französischer Nachttisch. Den hab ich selbst lackiert.«

»Ach was?« Er trat einen Schritt heran und besah sich das Ganze etwas näher, fuhr mit der Hand über die Oberfläche und öffnete eine Schublade. Überrascht begutachtete er den weißen Brokatstoff, mit dem ich das Innere der Schubladen ausgeschlagen hatte. Ich sagte nicht, dass es der Stoff eines alten Hochzeitskleids war, das ich im Ausverkauf erstanden hatte.

»Und du hast das ganz allein gemacht, hab ich das richtig verstanden?«

»Jawohl, Sir. Ich restauriere Möbel, seit ich zehn bin. Hab ich mir mit Büchern selbst beigebracht.«

Er warf mir einen misstrauischen Blick zu. »Na, dann erklär mir doch mal genau, wie du das gemacht hast.«

Ich merkte, dass er mir nicht glaubte. Mein Gesicht wurde ganz heiß. Ich nahm all meinen Mut zusammen, stellte mich sehr gerade hin und erklärte ihm Schritt für Schritt, wie ich vorgegangen war.

Er fixierte mich mit seinen grauen Augen und hörte mir gespannt zu. Am Ende erzählte ich noch von der Antiklasur, die ich selbst angemischt hatte. Er nickte ab und zu, schwieg jedoch. Nach einer Weile holte er eine Packung Kautabak aus der Tasche, riss ein Stück ab und schob es sich in die Wange.

»Und wie viel willst du dafür haben?«

»Fünfzig Dollar.« Ein stolzer Preis, aber für weniger wollte ich das gute Stück nicht hergeben.

Er sah mich einen quälend langen Moment prüfend an. »Du meinst, es ist fünfzig Dollar wert?«

Jetzt gab es kein Zurück mehr. Ich hob stolz das Kinn. »Jawohl, Sir. Es ist schließlich ein Einzelstück.«

Er kratzte sich die stoppelige Wange. »Fünfzig Dollar ... hm. Na gut, da kommen wir ins Geschäft.«

Ich hatte noch nie ein Möbelstück für so viel Geld verkauft und hätte am liebsten Luftsprünge gemacht. Ich riss mich jedoch zusammen und sagte nur: »In Ordnung.«

Ich trug ihm den Nachttisch zum Lieferwagen. Er öffnete die Tür und ich sah so viele Stühle, Truhen und Bettteile, dass kaum noch Platz war. Der alte Mann holte eine Rolle Draht und eine Decke und wickelte mein Tischchen darin ein.

»Gehst du noch zur Schule?«

»Ja, Sir. Ich bin in der zehnten.«

»Und was willst du mal werden?«

Ich grinste. »Ich will meinen eigenen Antiquitätenladen aufmachen.«

Er stellte den Nachttisch schweigend neben eine Kommode.

»Und jetzt willst du bestimmt endlich das Geld, hm?« Er schlug die Autotür mit einem Knall zu, holte ein dünnes Portemonnaie aus der Hosentasche, das mindestens so alt war wie er selbst, und zog einen Hundertdollarschein heraus. »Bitte schön.«

Ich hatte noch nie einen Hundertdollarschein gesehen, geschweige denn einen in der Hand gehabt.

»Ich hole Ihnen schnell das Wechselgeld, bin gleich wieder da.« Ich drehte mich um und wollte zum Haus laufen.

»Moment mal. Wie heißt du?«

»Teddi Overman.«

Der alte Mann spuckte einen dünnen Strahl Tabaksaft vor sich auf die Straße. »Ich will kein Wechselgeld, Teddi. Du hast wirklich Talent. Ich würde sogar sagen, was du da machst, ist echte Kunst. Das Problem ist nur: Du hast das Stück gerade für viel weniger verkauft, als es wert ist.«

Er beugte sich zu mir herunter. »Ich erklär dir jetzt mal was. Hör mir gut zu, ja?«

»Jawohl, Sir.«

»Fang immer mit einem höheren Preis an als der, den du haben willst. Die Leute feilschen ganz gern ein bisschen. Da haben sie am Ende das Gefühl, sie hätten ein Schnäppchen gemacht.«

Ich sah auf den glatten Schein in meiner Hand und wusste nicht, was ich sagen sollte.

Er fasste mit seinen knöchigen Fingern in die Hemdtasche, zog eine Visitenkarte heraus und reichte sie mir. »Komm mal vorbei, wenn du in der Nähe bist.«

Er schüttelte mir die Hand und stieg in seinen Truck. Während er, eingehüllt von einer Staubwolke, davonfuhr, betrachtete ich seine Karte. Sie roch nach Tabak und war an den Ecken schon leicht vergilbt.

*JACKSON T. PALMER ~ ANTIQUITÄTENHANDEL*  
*WENTWORTH STREET*  
*CHARLESTON, SOUTH CAROLINA*

## Vier

Der letzte Schultag vor den Osterferien war überstanden. Ich kam nach Hause und die Küche verströmte einen warmen, wohligen Duft. Neben dem Ofen stand ein Apfelkuchen zum Abkühlen. Ich wollte mir gerade ein Stück vom Rand abbrechen, als Mama mit einem Briefumschlag in die Küche kam.

»Finger weg vom Kuchen. Und setz dich mal kurz, ich möchte was mit dir besprechen.«

»Okay.« Ich setzte mich ihr gegenüber an den Küchentisch.

»Dein Vater und ich wissen, dass du wirklich sehr klug bist, aber wir haben nicht das Geld, um dich auf ein normales College zu schicken. Also hab ich mich mal schlau gemacht. Es gibt hier in der Nähe mehrere Institute, an denen man Kurse belegen kann. Ich hab hier schon mal ein paar Broschüren ...«

»Ich weiß doch schon, was ich nach der Schule machen will. Ich will Antiquitäten verkaufen und Möbel aufbereiten.«

Sie sah mich mit ihren grünen Augen durchdringend an und öffnete den Umschlag. »Du musst aber erst mal was Vernünftiges lernen, damit dein Lebensunterhalt gesichert ist.«

Lustlos überflog ich die Broschüren. In einer ging es um eine Ausbildung zur Protokollführerin bei Gericht, in einer anderen um eine zur medizinischen Sekretärin und drei war-

ben für verschiedene Sekretärinnenschulen. Ich schob den Stapel weit weg. »Das interessiert mich doch alles gar nicht. Ich bin gut darin, Möbel zu restaurieren und anzustreichen. Ich möchte mit meinen Händen arbeiten und ...«

»Beim Maschinenschreiben würdest du doch auch mit den Händen arbeiten.«

»Das ist aber nicht dasselbe. Außerdem hab ich so viele Ideen für Möbel im Kopf, dass ich gar nicht weiß, wohin damit.«

»Komm mal mit.« Wir gingen durchs Wohnzimmer. Meine Mutter öffnete die Haustür. Die jahrhundertealten Holzdielen knarrten unter unseren Füßen, als wir auf die Veranda traten.

Sie zeigte auf die Straße. »Siehst du das? Das da ist nicht der gelbe Ziegelsteinweg wie im *Zauberer von Oz*. Ohne Ausbildung landest du in einem Leben, das du nie wolltest, und hast keine Chance, da wieder rauszukommen. Ich weiß, es macht dir Spaß, an dem Müll herumzubasteln, den du so zusammensammelst. Aber du musst jetzt endlich mal erwachsen werden und was aus dir machen.«

Ihre Worte taten mir so weh, als hätte sie mich geohrfeigt.

»Da draußen wartet eine hässliche Welt auf dich.«

»Das stimmt nicht, Mama. Die Welt ist wunderschön. Du bist nur so damit beschäftigt, ständig von allem enttäuscht zu sein, dass du das gar nicht mitbekommst!«

Sie sah mich wütend an, in ihren Augen standen Tränen. »Du nimmst jetzt die Broschüren und gehst rauf in dein Zimmer.« Ihre Stimme zitterte. »Sieh dir diese Schulen wenigstens an. Verstehst du denn nicht, dass ich es nur gut mit dir meine?«

Es fühlte sich nicht so an.

Trotz meines vehementen Protests vereinbarte Mama einen Termin für uns beide an der Alice-Brown-Sekretärinnenschule in Richmond, Kentucky. Der Termin war an einem Freitag, nur ein paar Wochen nach meinem letzten Schultag. Mama war so aufgereggt, dass sie von nichts anderem mehr sprach. Je mehr sie darüber redete, desto wütender wurde ich.

Eines Abends standen wir in der Küche, Mama wusch ab, ich trocknete das Geschirr, und Grammy räumte es in den Schrank. Mama erzählte wieder mal davon, wie fantastisch diese Schule war, bis ich so böse wurde, dass meine Hände zitterten.

Sie spülte ein Glas ab und stellte es auf das Abtropfgitter. »Stell dir doch mal vor, was du dir für schöne Kleider kaufen kannst, wenn du mit der Sekretärinnenschule fertig bist und einen Job hast. Und was du für eine hübsche Wohnung haben wirst.«

»Jetzt hör doch mal auf damit! Geh doch selbst auf diese blöde Schule, wenn du die so toll findest, aber lass mich endlich in Ruhe damit!«

Mama drohte mir mit einem schaumigen Löffel. »Jetzt werd mal nicht frech!«

Grammy sah verstört zwischen mir und Mama hin und her. Ohne ein Wort nahm sie die Schürze ab, hängte sie an einen Haken und eilte aus der Küche.

»Ich gehe nicht auf diese dämliche Schule!« Ich warf das Handtuch auf den Küchentisch und rannte aus dem Haus. Ich lief die Straße hinunter und um die Kurve. Meine Mutter rief mir hinterher, aber ich drehte mich nicht um.

Ich rannte so lange, bis ich völlig außer Atem war, bis meine Lunge stach und ich nur noch keuchend Luft holen konnte.

Erst dann ging ich etwas langsamer. Ich fluchte und weinte und ging immer weiter, bis der Himmel sich verfärbte, als hätte sich dort über den Bäumen ein riesiger blauer Fleck gebildet. Obwohl ich mittlerweile mindestens fünf Meilen von zu Hause entfernt war, lief ich einfach weiter, mitten hinein ins Dunkel. Ich schlang meine Arme in der abendlichen Kühle um meinen Körper und versuchte, mich zu wärmen. Ich hatte kein Ziel vor Augen, keine Ahnung, wohin ich wollte. Ich wusste nur, ich würde auf keinen Fall auf diese Schule gehen.

Plötzlich war hinter mir das Knattern eines Motors zu hören. Einen Augenblick später stand ich im hellen Lichtkegel zweier Scheinwerfer. Ich verzog mich an den Straßenrand, wo ich über Steine balancieren musste, die so groß waren wie Frühkartoffeln. Als das Auto neben mir verlangsamte und schließlich anhielt, fing mein Herz sofort wieder wie wild an zu pochen. Ich machte mich bereit zur Flucht. Die Autotür ging auf. Ich rannte so schnell ich konnte querfeldein davon.

»Hey, Teddi! Warte doch mal, Mädchen!«

Ich hielt an und drehte mich um. Im Scheinwerferlicht war nur Daddys Silhouette zu erkennen. Ein lautes Klick ertönte und eine blaue Flamme leuchtete auf, als er sich die Zigarette anzündete. Ein Rauchkringel stieg in den Nachthimmel hinauf.

»Alles in Ordnung, meine Kleine?«

Ich holte tief Luft, um mein Herz ein bisschen zu beruhigen, das mir bis zum Hals schlug. »Nein, nichts ist in Ordnung. Und ich werde nicht auf diese blöde Schule gehen. Da werd ich ja lieber Totengräberin wie Adele Stafford! Aber Mama hört mir einfach nicht zu. Sie ist so dickköpfig.«

»Hm, dasselbe sagt sie auch über dich.«

»Einen Traum haben und dickköpfig sein ist doch nicht dasselbe. Mama will immer, dass alle machen, was sie sagt, und wenn wir das mal nicht tun, wird sie böse. Ich hab's so satt.«

Daddy warf seine Zigarette auf den Boden und trat sie mit dem Stiefel aus. Rote Funken tanzten auf. »Lass uns auf dem Nachhauseweg darüber reden.«

Ich sah hinauf in den Nachthimmel und schüttelte den Kopf. »Ich gehe nicht auf diese Schule, egal, was sie sagt.«

»Hier draußen im Dunkeln finden wir jedenfalls keine Lösung. Na komm, steig in den Truck.«

Wir fuhren mehrere Minuten lang schweigend.

»Am Montag gehe ich zur Bank und bitte Lloyd Turner um einen Kredit. Ich hab genug gutes Land als Sicherheit. Dann kannst du auf ein richtiges College gehen.«

Ich versuchte zu lächeln. »Danke für das Angebot. Wenn es doch bloß ein College geben würde, an dem man alles über Antiquitäten und Möbelaufbereitung lernen könnte. Aber mein Lehrer hat sich überall erkundigt und so was gibt es einfach nicht.«

Das schummrige Licht des Armaturenbretts beleuchtete die vielen kleinen Fältchen um die Augen meines Vaters. Es tat mir leid, dass ich ihm Kummer bereitete. Er holte eine Packung Black-Jack-Kaugummi aus der Hemdtasche und reichte sie mir. Ich steckte den nach Anis duftenden Kaugummi in den Mund. Daddy hatte sich auch einen Streifen genommen. Wir wussten beide, dass es nichts mehr zu sagen gab, also hingen wir den Rest der Fahrt durch die tintenblaue Dunkelheit jeder unseren eigenen Gedanken nach.



**Leseprobe**

**© Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG**

**Alle Rechte vorbehalten.**



**Beth Hoffman**

**Ein Laden, der Glück verkauft**

ISBN: 978-3-462-04654-0

Erscheinungsdatum: 02. Oktober 2014

448 Seiten, Hardcover

Euro (D) 16,99 | sFr 24,00 | Euro (A) 17,50